

Von Albert Gillaud.

Kalter Wind raucht in den Bäumen, Reicht die dünnen Blätter ab; Rascheln fallen sie zur Erde, Zünden dort ihr süßes Grab.

Dunkle Wolkenzüge jagen An dem trüben Himmel hin; Um mich her ist Alles traurig, Tiefbetäubt ist auch mein Sinn.

Alle Wasbesfänger schweigen Und kein munt'res Lied erschallt, Rings umher herrscht tiefe Stille, Und des Windes Echo hallt.

Doch, ihr Kinder, nicht verzaget, Denn auf Nacht folgt Sonnenschein; Auch der Frühling kehret wieder, Dann wird Alles besser sein.

Auf Lebenszeit.

Humoreske von Karl Paul.

Josefine hatte eine sehr unruhige Nacht gehabt, erst hatte sie, aufgeregt von der Mitteilung ihrer Wirtin, nicht einschlafen können und wie sie eingeschlafen war, da hatten sie wilde Träume geängstigt, schreckliche Träume, von Verbrechen und Unthaten, und immer wurde sie ungeschuldig zu lebenslänglichem Kerker verurteilt, ganz ungeschuldig, denn sie hatte „nichts ver schuldet“. Jetzt war sie aufgestanden und vollendete hastig ihre Toilette, um rechtzeitig zum Hause wegzukommen, denn Fräulein Sägebrucht, die Directrice in dem großen Puffgeschäft, in welchem Josefine arbeitete, war sehr streng und duldet absolut nicht, daß die jungen Damen unpünktlich waren. Aber ehe sie ging, wollte sie sich überzeugen, ob die Wirtin auch mit ihren Versicherungen recht gehandelt oder ob sie sich einem Hirngespinnst hingegeben. Vorsichtig näherte sie sich dem Fenster, um im nächsten Augenblick erschreckt zurückzutreten. Wahrhaftig, da stand einer, und das er auf die aufpahte, daran war gar kein Zweifel, denn er hielt das starke Auge, das etwas Hypnotisirendes an sich hatte, auf ihre Fenster ge richtet.

In ein hilfloses Schluchzen ausbrechend, sank Josefine in einen Stuhl, dann rief sie laut:

„Frau Müller, Frau Müller, da steht wirklich einer und paßt auf!“

„Frau Müller, die wahrscheinlich schon auf dem Sprunge stand, öffnete auf den ersten Ruf die Thür und erwiderte:

„Na freilich, Fräulein, steht da einer, ich hab'n schon gesehen, es ist der selbe, der mich gestern Abend nach Ihnen gefragt hat, na, Sie müssen doch was gemacht haben, Fräulein, besinnen Sie sich nur, umsonst daß doch die Polizei nicht uff einen uff!“

„Aber gar nichts! gar nichts! Frau Müller!“ schluchzte Josefine auf, „hat er denn nichts gesagt?“

„Nichts hat er gesagt“, entgegnete Frau Müller, „er hat bloß gefragt, wie lange Sie schon bei mir wohnen, was für Umgang Sie hätten, wenn Sie Abends nach Hause kämen, ob Sie einen Schatz hätten und ob Sie überhaupt einen ordentlichen Lebenswandel führten!“

„Na, und was haben Sie denn gesagt, Frau Müller?“

„Was soll ich denn sagen? Die Wahrheit hab' ich gesagt, ein glänzendes Zeugniß hab' ich Ihnen ausge stellt, denn soweit ich Sie kenne, sind Sie immer ein treuzbraves Mädchen gewesen; aber Fräulein Josefine, so leid es mir thut, wenn das nicht aufhört, dann müssen wir uns trennen, denn eine Chambergarstin, uff die die Polizei uffpaßt — nee, Fräulein, so leid mir's, wie gesagt, thut, das geht nicht!“

Josefine hatte, empört durch die unverständige Hartnäckigkeit ihrer Wirtin, ihre Fassung wiedergewonnen, sie setzte den Hut auf und schritt der Thür zu.

„Wie Sie wollen!“ sagte sie, „wenn Sie mich eines ungerathen Verdachtes wegen in Angelegenheiten bringen wollen, so ist das Ihre Sache, verkehrt sind wir ja nicht miteinander, wenn Sie aber auf die Erforschung der Wahrheit ein solches Gewicht legen, dann hätten Sie doch den Schuymann fragen sollen, was er von mir will und was gegen mich vorliegt!“

„Hab' ich auch, Fräulein Josefine, hab' ich auch!“ entgegnete die Wirtin, „aber er hat nur gesagt, das würde ich schon zur rechten Zeit erfahren!“

„So“, entgegnete Josefine, „dann werde ich ihn selbst fragen!“ und mit dem energischen Entschluß schloß sie die Thür und eilte die Treppe hinab. Als sie aber den Schuymann drüben auf der anderen Seite stehen sah und es beinahe körperlich fühlte, daß er sein durchbohrendes Auge auf sie gerichtet hatte, da sah ihr der Muth wieder und als sie noch einen Blick nach ihm wagte und seine Gestalt etwas näher in's Auge faßte, da ließ ein Zittern der Furcht durch ihre jungen Glieder und mit gesenkten Augen schlich sie, bangen Herzens, von dannen. Ihre Furcht war zu begreifen, der Mann in der blauen Uniform sah wirklich zum Fürchten aus.

Beschämt ging sie den gewohnten Weg, darüber nachgrübelnd, was wohl die Polizei an ihrer Person für Interesse nehmen könnte. Sie war doch ein anständiges Mädchen, wenn sie auch

Nebraska Staats-Anzeiger und Herald.

J. P. Windolph, Herausgeber.

Grand Island, Nebr., 21. Oktober 1904

(Zweiter Theil.)

Jahrgang 25 No. 8.

Sonntags in ihre Tanztränzchen ging und sich dann nach Hause begleiteten, es kam wohl auch einmal in der Woche vor, so verabschiedete sich der Begleiter, gewöhnlich waren es, sogar mehrere, unten an der Thür. Das war doch nicht verboten. Ihr Umgang — sie hatte beinahe gar keinen — waren ihre Kolleginnen vom Geschäft, daran konnte es auch nicht liegen. Sie sagte im Atelier nichts von ihrem Kummer, trotzdem man sie von vielen Seiten fragte, warum sie so niedergedrückt sei, aber in ihren Gedanken wiederholte sie immer die Frage: wird er auch heute Abend wieder da sein? Und als der Abend kam und richtig stand er da, da erfragte sie ein solcher Schred, daß sie beinahe nicht im Stände gewesen wäre die Treppen hinauf zu gehen.

So verließen mehrere Tage, Josefine war in solcher Angst und Aufregung, daß sie weder schlief noch aß. Mit Zittern ging sie früh in's Geschäft, mit Zittern kehrte sie Abends heim. Sie traute sich mit Niemandem zu reden, sie traute sich bei keinem Rath zu erholen. Sie hätte doch erzählen müssen, was ihr geschehen, und wie konnte sie das, es war immer, als stände sie unter Polizeiaufsicht. Sie wußte sich keinen Rath und nun gar, als er neulich so energisch auf sie los geschritten, als wollte er sie gleich einsperren, und sie ihm nur mit Aufbietung aller Kräfte entflohen war, seit der Zeit verließ sie nur bebend ihre Wohnung und tehrte nur zitternd dahin zurück. Dieses Furchtgefühl hatte sie veranlaßt, eines Abends die Einladung einer Freundin, eine Tasse Thee bei ihr zu trinken, anzunehmen. Sie blieb so lange wie möglich, aber endlich mußte sie doch an den Heimweg denken. Je näher sie ihrer Wohnung kam, desto schneller schlug ihr das Herz, aber als sie nach der Stelle hinübersteuerte, wo er immer stand, konnte sie erleichtert aufathmen, sie war leer, er war nicht da. Freudig, erleichtert, dementsprechend schritt sie zu ihrer Thür — da — sie mußte sich an die Wand lehnen, sonst würde sie umgefallen, in der Thürschwelle stand der Schuymann.

„Na, Sie kommen ja heute so spät, Fräulein!“ sagte er, und seine Stimme klang wie das zornige Knurren eines gereizten Raubthieres. „So lange gearbeitet? Das darf nicht sein! Um neun Uhr ist Feierabend, dem Herr da, Ihrem Chef, werde ich's eintränken, wenn er sich das noch einmal erlaubt, mit mir ist nicht gut Kirchen essen, das soll er sich merken!“

Josefine lehnte schwer athmend an der Wand, da aber der gefürchtete Moment einmal gekommen war, kam ihr auch nach Weiberart ihr Trost zurück. „Ich — ich habe nicht so lange gearbeitet!“ stieß sie hervor, „und im übrigen, was kümmert Sie das?“ „Was mich das kümmert? haha!“ „Janohi, und warum beobachten Sie mich —?“ „Das hat seinen Grund!“ unterbrach er sie streng. „Ich aber bin ein anständiges Mädchen und brauche mit das nicht gefalten zu lassen!“

„Sie haben sich gar nichts gefallen zu lassen!“ rief er in dem vorigen Ton, „wenn ich Sie beobachte, so weiß ich warum!“

„Aber ich weiß es nicht!“ „Ist auch gar nicht nöthig, Sie werden es schon erfahren, wenn es Zeit ist!“

Eines Abends, ihre Wirtin hatte ihr eben wieder Angst gemacht und sie auf alle Schrecken hingewiesen, welche die strenge Überwachung der Polizei noch für sie haben und zu bedeuten haben müßte, da klingelte es und Josefine öffnete gegen ihre Gewohnheit die Korridorthüre. Aber sie betrete sofort, was sie gethan, denn als sie öffnete, stand der fürchterliche Schuymann vor ihr. „Was hab' ich denn gethan, verbrochen?“ rief das geängstigte Mädchen, die Hände ringend.

„Na, na, Fräulein, reden Sie nur nicht so“, entgegnete der Schuymann, sich seinen pferdeschwanzartigen Schnurrbart drehend, „Sie werden schon wissen, was Sie angerichtet haben! Ich wäre ja schon früher gekommen, aber ich hatte noch nicht alle Pa piece zusammen!“ Josefine schlägt die Hände vor's Gesicht. Also schwarz auf weiß ist ihre Schuld erwiesen. Sie ist verloren. Die Willensschaltelangen des Schuymanns schlagen verzweifelte Kreise, augenscheinlich fällt es ihm schwer, dem jungen, hübschen Mädchen ihr Schicksal zu enthüllen, denn nur zögernd führt er fort: „Und da ich denn durch die Erundigungen, die ich eingegeben, und die Beobachtungen, die ich selbst gemacht, Material genug gesammelt habe, so glaube ich, daß die Zeit zum energischen Einschreiten gekommen ist.“ „s wird mir nicht leicht, wenn ich Sie so ansehen, Sie sind so ein kleines, süßiges Ding, eine leichte Sache ist es nicht, so für's junge Leben!“

„Lebenslänglich!“ schreit das Mädchen auf und schnell vom Stuhl empor, um gleich wieder gebrochen auf denselben niederzusinken.

„Ja, ja, 's ist nicht anders!“ fährt er in beinahe gerührter Tone fort, „na, und gesagt muß es denn doch einmal werden, na, und wer-so lange wie ich Soldat gewesen ist, der fadelt nicht lange, und da frage ich denn hiermit ergebenst an, ob Sie die Meine werden wollen?“

„Was?“ In Josefines Kopf drehen sich zehn Mührräder, jedes nach einer anderen Seite. „Wie?“

„Nun, Fräulein!“ seine vorhin feste Stimme schwankt jetzt ein wenig, „gemeint müssen Sie's doch an meinem Interesse für Ihr Thun und Lassen schon lange haben, daß ich Ihnen gut bin, und da kann Sie die Frage, ob Sie meine kleine Frau werden wollten, nicht gar so überraschen!“

Wie der Mann sich irrete! Hätte er Josefine die Mitteilung gemacht, er täme, sie zur Hinführung abzuholen, sie hätte nicht verdugtet sein können, hat er Tag und Nacht vor ihrer Thür gestanden, weil er sie liebte, hat er sich nach ihr erkundigt, o der gute, der edle Schuymann, sie hat gefürchtet, er wolle sie in's Gefängniß schleppen und nun will er sie bloß heiraten. Sie lachte fröhlich auf.

„Aber, Herr Schuymann,“ sagte sie lässig, „ich kenne Sie doch gar nicht, ich muß Sie doch erst kennen lernen.“ Die Willensschaltelangen führen einen verzweifelten Ringeltanz auf. Der große, starke Mann sieht so verlegen und hilflos da, wie ein Kind.

„Nun, ich will Ihnen etwas sagen!“ fuhr sie fort, „Sie haben mich bisher behütet und bewacht ohne meinen Willen, jetzt stelle ich mich freiwillig unter polizeilichen Schutz, wenn es Ihre Zeit erlaubt, höben Sie mich immer vom Geschäft ab, ja, oder wir gehen Sonntags zusammen aus, und wenn wir uns dann besser kennen gelernt haben — wer weiß! vorläufig laße ich nicht nein!“

Der große Schnurrbart zittert nervös, im ersten Augenblick kann der Mann nicht sprechen, dann flottet er ängstlich:

„Wenn's nur nicht zu lange dauert.“ Sie sieht ihn scheimisch an und sagt dann leise: „So lange, ich glaube nein!“ Und es hat auch nicht zu lange gedauert.

Moderne Schatzsucher.

Von A. Ostar Klaußmann.

Leserin und Leser werden wahrscheinlich sehr erstaunt sein, wenn sie erfahren, daß allenthalben in Europa, Asien, Afrika und Amerika einzelne Personen, sowie Gesellschaften, die mit Kapitalien von Hunderttausenden von Mark arbeiten, damit beschäftigt sind, Schätze zu suchen. Es sind das meistens närrische Leute, die auf irgendwelche Fabeln hin nach Reichthümern fahnden, sondern müchtere Geschäftsmänner, in überwiegender Zahl Nordamerikaner, also „smarte Yankees“, welche auf Grund mehr oder minder werthvoller Informationen Schätze suchen und immer wieder neue Gesellschaften zur Aufsuchung von Schätzen bilden. Diese Schätze liegen theils in der Erde, theils in der See; sie bestehen aus Juwelen, aus gemünztem Gelde, aus Barren von Gold und Silber, endlich aus gebiegenem Golde. In Europa arbeiten englische und amerikanische Gesellschaften an der Südmittelküste Englands, wo sich der weite „Schiffstichhof“ ausbreitet. Hier stranden jährlich Hunderte von Schiffen, und vor Jahr-hundertern war die Gegend noch kräftiger, gingen noch mehr Schiffe und Menschenleben zu Grunde. Unter den in der Nähe von Kap Lyard und an der Südküste von Cornwall gestrandeten Schiffen fanden sich solche, die mit unermeßlichen Schätzen beladen waren, welche „Tonnen Goldes und Silbers“ enthielten. Es steht attemählich fest, daß dort Milliarden Mark an gemünztem Gelde und Helmetkellen in Barren, sowie Juwelen liegen; nach jedem Südweststurm suchen kundige Personen die Südküste von Cornwall und von Devon ab, und sie thun dies nicht umsonst, denn der Sturm wirft stets Münzen an das Land, darunter oft kostbare alte Gold- und Silberstücke. Schon seit Jahrzehnten arbeiten Gesellschaften an der Behung der unterirdischen Schätze an jener Stelle. Einzelne von ihnen haben auch Erfolg gehabt, sie haben ganze Krüsen mit Silbergeld, zum Theil aus den Zeiten der „Armada“ stammend, die an jener gefährlichen Stelle die Menge-Schiffe verlor, heraufgebracht und verwertet. Aber die Kosten sind so groß, daß die Gesellschaften sich meist nach kurzer Zeit wieder auflösen, allerdings nur, um anderen Gesellschaften Platz zu machen. Die Brods, welche die Schätze enthalten, liegen meist in so bedeut-

der Tiefe, daß die Taucher nicht überall hinunterkönnen, dann aber sind sie mit Sand überdeckt, und nur an einzelnen Stellen treten die gesunkenen Schiffe an einzelnen Stellen aus dem Meeresgrunde sichtbar hervor. Es kommt dazu, daß meist schlechtes Wetter an jener gefährlichen Stelle der Schiffsparthie herrscht und den Tauchern das Arbeiten nur an wenigen Tagen der Woche gestattet. Umzusehen machen die Gesellschaften beständig Funde, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß einmal ein ganz bedeutender Schatz aus der Tiefe heraufgeholt wird.

Auch an der kleinasiatischen Küste und in der Nähe der orichischen Inseln lassen Gesellschaften nach Schätzen suchen, und die werthvollen Funde von Marmor- und Bronzeplastiken, die man neulich gemacht hat, haben zur Folge gehabt, daß noch mehr Gesellschaften als früher dort mit Tauchern und Schlepptreuen nach Schätzen suchen, da ihnen ja an Stelle von Gold und Silber Antiken in die Hände fallen können, die ebenfalls ganz außerordentlichen Werth haben.

Das interessanteste Schatzgebiet aber ist augenblicklich das Schatzgebiet, welche westlich von Zentralamerika im Stillen Ocean liegt. Wenn man von Panama eine ostwärtige Linie bis zu den Galapagos-Inseln nach Südwesten zieht, so trifft man auf die Kotos-Insel, die halbwegs zwischen dem Festlande und den oben erwähnten Inseln sich aus dem Meere erhebt. Hier sollen zwei märchenhaft große Schätze liegen. Der eine ist der Devonshire-Schatz, den man auf achtundsechzig Millionen Mark in Gold- und Silberbarren schätzt, der andere der Keyton-Schatz, der sechzig Millionen in Juwelen und Münzen enthalten soll. Der Devonshire-Schatz soll auf folgende Weise nach der Insel gekommen sein. Das englische Kriegsschiff „Devonshire“ hatte in den Jahren 1822 und 1823 angeblich so reiche Schätze in Süd- und Zentralamerika erbeutet, daß auf der Rückfahrt die Mannschaft meuterte. Die Meuterei landeten auf der Kotos-Insel, fühlten sich aber hier nicht sicher, da man wußte, daß die englische Regierung andere Kriegsschiffe nach dem Meere ausgesandt würde. Die geklammerten Gold- und Silberbarren wurden daher in Barren geschmolzen, in einer Höhle vergraben und der Eingang zur Höhle mit Pulver gesprengt. Die „Devonshire“ wurde später von anderen Kriegsschiffen aufspürt, die Meuterei der Meuterei hinterzogen. Einzelne der Deportirten sollen entflohen und nach der Kotos-Insel zurückgekehrt sein, um dort nach den Schätzen zu suchen, haben aber angeblich nichts gefunden.

Die Geschichte des Keyton-Schatzes ist folgende: Im Jahre 1835 gab es Krieg zwischen Chile und Peru. Lima, die Hauptstadt Perus, war von den Chilenen hart bedroht, und die peruanische Regierung rettete den gesammten Staatsschatz, zum größten Theile in Juwelen, aber auch in barem Gelde bestehend, nach dem Hafenort Callao. Hier wurde ein schottisches Kohleneschiff gemietet, auf dem die peruanische Regierung ihre Kostbarkeiten in Sicherheit bringen wollte. Bevor aber die Matrosen der Regierung noch an Bord kamen, entwichte das schottische Schiff mit sammt seiner tothbenden Ladung. Auch die Mannschaft des Schiffes soll nach der Kotos-Insel gegangen sein und hier die Schätze vergraben haben. Der Diebstahl des peruanischen Staatsschatzes steht fest. Die peruanische Regierung hat angegeben, daß zwanzig Millionen Mark in gemünztem Golde und Silber, der Rest in Juwelen sich unter dem Schatz befanden. Die Peruaner hatten natürlich das Schiff, das den Schatz fortgeschleppte, verfolgen lassen. Nach als die Befragung auf der Kotos-Insel war, kamen peruanische Schiffe, welche die Räuber festnahmen, ohne jedoch des Schatzes habhaft zu werden. Die Räuber wurden in Callao hingerichtet, einem gewissen Thompson gelang es indessen, zu entweichen. Dieser Thompson starb 1842 und vertraute einem Nachbar und Freunde namens Keyton Näheres über den Schatz an. Im Jahre 1844 schiffte sich Keyton auf einem Walfischfahrer nach der Kotos-Insel ein und lehrte mit ungefähr 22,000 Dollars barem Gelde von dem Schatz zurück. Im Jahre 1846 bildete er eine Gesellschaft mit einem Manne namens Bogu, mit dem er abermals nach der Kotos-Insel fuhr. Diesmal sollen die Abenteurer eine überaus reiche Beute gemacht, immerhin aber nur einen Theil des berühmten Schatzes gefunden haben. Auf der Rückfahrt ging das Schiff mit den Abenteurern und den gefundenen Geldsummen unter. In den letzten fünfzig Jahren haben nunmehr sieben Expeditionen nach der Kotos-Insel stattgefunden, um die Schätze zu heben, ohne daß man irgend einen Erfolg gehabt hätte. Ein Deutscher Namens August Geiß-

ler hat von San Francisco aus im Jahre 1855 auf eigene Kosten eine Expedition nach der Kotos-Insel unternommen, hat hier Wellblechhäuser erbaut und mit einigen Begleitern jahrelang unermüdet nach den Schätzen geforscht, ohne irgend etwas entdeckt zu haben.

Im Jahre 1902 ging von Australien ein Schiff mit Chemikern, Bergleuten und Unternehmern nach der Kotos-Insel ab, und dreißig Mann haben monatelang nach Schätzen gesucht, ohne etwas zu finden. Kaum waren sie in Australien von ihrer vergeblichen Reise eingetroffen, als in San Francisco ein alter Seemann Namens Brown auftauchte, der ganze Hände voll alter peruanischer Münzen vorwies. Er erzählte, auf der Kotos-Insel läge der Schatz nicht mehr; derselbe sei vor Jahren von einer Gesellschaft, zu welcher auch er (Brown) gehört habe, gehoben und nach einer anderen Insel gebracht worden. Es bildete sich darauf im Frühjahr 1903 in San Francisco eine Gesellschaft mit einem Kapital von 150,000 Mark, welche sehr vorsichtig zu Werke ging und in allen Hafenorten Süd- und Zentralamerikas Nachforschungen anstellen ließ, um festzustellen, ob gewisse Erzählungen Browns auf Wahrheit beruhten. Dann ging das Schiff unter Browns Leitung in See, und zwar erst nach Honolulu, dann nach Apia. Ende Juli 1903 sahen die Unternehmern ein, daß sie von Brown in unerhörter Weise an der Nase herumgeführt worden waren. Das Unternehmen fand ein klägliches Ende, indem das Schiff der Expedition in Apia für 32,000 Mark verkauft wurde, damit die Theilnehmer an der Schatzgräberreise mit einem Personendampfer nach San Francisco zurückkehren konnten. Natürlich ist aber auch diese verunglückte Expedition nicht die letzte nach der Schatzinsel gewesen.

Im Jahre 1894 meldete sich bei dem damaligen Präsidenten von Transvaal, Krüger, ein feinstalter Kaffer, Umbanda mit Namen, der den Präsidenten zu sprechen wünschte. Er wurde abgewiesen, kehrte aber immer wieder zurück, um endlich zu erklären, er wisse, wo der unermeßliche Goldschatz des ehemaligen Zukunfts Königs Dinga verborgen liege; er würde aber Niemandem als dem Präsidenten Mittheilung davon machen, wo der Schatz liege. Krüger weigerte sich immer wieder, den Mann zu empfangen, der über den Schatz und die Höhle, in der er angeblich lag, nur wenige Andeutungen gab. Der alte Kaffer muß bald darauf gestorben sein, man hörte nichts mehr von ihm. Trotzdem sind auf seine Andeutungen hin und infolge von Erzählungen jüngerer Kaffern, welche angeblich Verwandte des Umbanda waren, vielfach Expeditionen nach der Schatzhöhle des Königs Dinga unternommen worden. Die inneren Wände der Höhle sollten angeblich mit großen Stücken gebiegenen Goldes bedeckt sein, das man nur abspülen brauchte. Man hat auch verschiedene Höhlen gefunden, aber keine enthielt Gold.

In den letzten dreißig Jahren haben ungefähr zwanzig Menschen ihr Leben geopfert, um einen Schatz in der talifornischen Provinz Los Angeles zu heben. Im wüsten Felsengebirge ragen drei Bergspitzen auf. Auf der mittelfsten soll gediegenes Gold in ungläublicher Menge in Stücken von der Größe einer Haselnuß bis einer Faust herumlagen und nur darauf warten, fortgeschafft zu werden. Man weiß auf Minute und Sekunde genau die östliche Länge und nördliche Breite des Ortes anzugeben. Aber der Weg zu dieser Bergspitze führt durch eine entfehlte, wasserlose Wüste und in dieser haben die meisten der Goldsucher, die einzeln oder in Gruppen auszogen, um den Schatz zu heben, ihr Ende gefunden. Nur vier sind wiedererkehrt und haben in der That große Stücke gediegenen Goldes mitgebracht. Unter diesen vier Personen befand sich eine Indianerfrau. Zwei Expeditionen wurden noch dadurch erfolgreich, daß die Mitfahrer auf halbem Wege auf die Kadaver von Goldsuchern mit sammt ihren Tragethieren stießen, welche der entfehlten Wüste zum Opfer gefallen waren. Die Vorklaffen der Tragethiere waren aber mit arösen Stücken reinsten, gediegenen Goldes gefüllt.

In Südamerika forschet man mit nordamerikanischem Gelde seit Jahren nach den alten verlassenen Goldminen. Aber auch in Arizona, in Oregon und in den Rocky Mountains sollen Goldminen liegen, die einstmals sehr erträglich waren und von denen nur unsichere Kunde auf die Gegenwart gekommen ist, weil die ehemaligen Besitzer oder Aukenten dieser unerlöschlichen Goldlager von Indianern schon vor Jahren getödtet wurden. In Mexiko endlich sucht man noch immer, und zwar ebenfalls mit ameri-

kanischem Gelde, nach dem berühmten Schätze der Azteken. Bekanntlich hat der letzte König der Azteken, Montezuma, selbst als ihn die Spanier auf die glückliche Weise folterten, nicht verrathen, wo der ungeheuerliche Schatz der alten Azteken verborgen liegt.

Alexander der Große und die Pflanzengeographie.

Als wenig bekannt darf es gelten, daß Alexander der Große der Begründer der Pflanzengeographie geworden ist, indem er auf seinem Eroberungszuge durch Asien einen ganzen Stab von Gelehrten mit sich führte, der besonders die Flora der durchzogenen Gebiete aufs genaueste studirte. Heute davon ist die Pflanzengeographie des Theophrast, das einzige Werk das die Trümmer jener Forschungsergebnisse uns erhalten hat. Denn die im Reichsarchiv von Babylon niedergelegten Urkunden sind natürlich sämtlich zerstört. Das Werk des Theophrast hat nun ein philologisch geschulter Botaniker, H. Brehl, zum Gegenstand einer aufschluß- und ergebnisreichen Studie gemacht unter dem Titel: Botanische Forschungen des Alexander-Zuges. Die Arbeit zeigt in überragender Weise die Griechen als Meister der exakten Forschung auf einem bisher unbekanntem Gebiet. Sie befolgen z. B. in der Schilderung fremder Gewächse dieselbe Methode wie A. v. Humboldt, nämlich die der Vergleichung mit den heimischen Typen. Wofern erscheinen Alexanders Gelehrte ferner auch darin, daß die Verbreitung der Fluthwälder der Mangrovetformation sowie die Schilderung der Insel Thlos im Persischen Meerbusen von keinem modernen Forscher so genau dargestellt worden ist. Ebenso ist die Beschreibung des indischen Feigenbaumes, der sogenannten Banyane, bei Theophrast durchwegs naturgetreu, nur daß er ihr meterlange Schauffelblätter zuschreibt, was sich aus einer Verwechslung mit der unmittelbar folgenden Banane erklärt. Um so bedenklicher erscheint Plinius' flüchtige, aus Theophrast ausgeschriebene Kompilationsarbeit; er verwechselt bei der Beschreibung der Tamarinde Blätter und Blüten, indem er von rosenförmigen Blüten spricht, wo ebenfalls Blätter gemeint sind, wegen ihrer gefiederten Form. Die Griechen erscheinen also auch den Römern gegenüber als Meister der exakten Forschung.

Eine bedenkliche Gesicht c.

„Arzt, Sie haben sich einen ordentlichen Schnupfen geholt. Trinken Sie ein paar Glas Grog, das wird schon helfen!“ — Patient (unter dem Pantoffel stehend): „Ach, dazu giebt mir ja meine Frau sicherlich nicht die Erlaubniß.“ — „Arzt, Na, da machen Sie sich den Grog allein. Num kaufen Sie sich im Geheimen, Zucker ebenso, und warmes Wasser lassen Sie sich unter irgend einem Vorwande von Ihrer Frau geben. Sagen Sie ihr doch, Sie brauchen es zum Wasiren.“ — Am anderen Tage. Arzt (zur Frau des Patienten): „Na, wie geht's Ihrem Manne?“ — Frau: „Ach, Herr Doktor, ich fürchte, der ist wahnsinnig geworden, der rasiert sich jetzt den ganzen Tag; heut hat er sich schon fünfmal warmes Wasser dazu geben lassen.“

Werkwürdiges Reultat.

A.: „Wissen Sie schon, daß sich der Tenorist den Kopf durch Krügelstrahlen hat unterzucken lassen?“ B.: „So, so, was hat der Doktor denn gefunden?“ A.: „Denken Sie: lauter große Re sinen!“

Zu gefahrlich.

Junge Frau (zur Nachbarin): „Ach, Frau Müller, meine frühere Madame kommt mich heute besuchen; leiden Sie mir doch mal Ihr Tischuch!“ — „Sie haben doch selbst eins!“ — „Gewiß ... aber das möchte sie wiedererkennen!“

Gute Anrede.

Richter (zum Angeklagten): „Also, in der Fröhe wurden Sie nach 10 Jahren entlassen und Nachmittags stahlen Sie schon wieder Geld. Warum das?“

Angeklagter.

„Herr Richter, ich wollte eine Dankagung für die Gefängnisdirection einreichen lassen!“

Streng dienlich.

Hausfrau (zur Köchin): „Kommen Sie schon wieder? Eine Stunde lang haben Sie mit dem Dienstmädchen des Regierungsrathes auf der StraÙe gestanden und geschwätzt.“ Köchin: „Entschuldigen Sie, Madame, wir haben nur einige Dienstgeheimnisse ausgetauscht.“

Zeitbild.

Versicherungsgagent: — und dann muß es für einen Gatten doch ein beruhigendes Gefühl sein, die Existenz einer Frau auch nach seinem eventuellen früheren Ableben gesichert zu wissen.“ Herr: „Ich glaube gar, Sie muthen mir zu, ich soll mein ganzes Leben lang verheiratet bleiben.“

In der Buchhandlung.

Kunde: „Ich bitte um Goethe's Werte.“ Kommiss: „Bedauere, sind momentan nicht da; aber mit etwas Aehnlichem kann ich dienen.“